

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00139-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Christoph Amend

**Wie geht's dir,
Deutschland?**

Was aus dem Land geworden ist,
in dem ich aufgewachsen bin

Rowohlt

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Verlag,
Hamburg, September 2019
Copyright © 2019 by
Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Satz aus der DTL Documenta
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-498-00139-1

Inhalt

Einführung	7
Kapitel 1 Mein Vater	13
Kapitel 2 Dieter Rams	22
Kapitel 3 Herbert Grönemeyer	33
Kapitel 4 Géraldine Schwarz	55
Kapitel 5 Lea van Acken	69
Kapitel 6 Meine Mutter	77
Kapitel 7 Laura Karasek	87
Kapitel 8 Benjamin Heisenberg	102
Kapitel 9 Lucia Levitanus	109
Kapitel 10 Lena Meyer-Landrut	124
Kapitel 11 Katrin Bernhardt	144
Kapitel 12 Christian Berkel	156
Kapitel 13 Deutschlandfunk	175
Kapitel 14 Ilyas Akdemir	179
Kapitel 15 Jens Spahn	193
Kapitel 16 Schluss mit Vater	211

Einführung

Es ist fast zwei Jahrzehnte her, dass ich mich mit den Großvätern der Bundesrepublik unterhalten habe, die Soldaten im Zweiten Weltkrieg waren: mit den Politikern Richard von Weizsäcker und Egon Bahr, mit den Publizisten Hellmuth Karasek, damals Hitlerjunge, Joachim Fest und Erich Loest, mit dem Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter und dem Erfinder von *Derrick*, Herbert Reinecker. Ich war damals Ende zwanzig, ich wollte herausfinden, wie der Nationalsozialismus und der Krieg sie geprägt hat – und damit das Land, in dem ich lebte, und meine Generation, ihre Enkel. Über diese Begegnungen habe ich ein Buch geschrieben, *Morgen tanzt die ganze Welt – die Jungen, die Alten, der Krieg*.

Sommer 2018. Ich höre morgens im Radio, Angela Merkel und andere kommentieren die politische Lage in Deutschland und verurteilen die neuen radikalen Rechten und die Unruhen im Osten. Dann fällt in der Nachrichtensendung ein ungewöhnlicher Satz: «Der Firnis der Zivilisation ist dünn.» Ich höre den Satz nebenbei, während ich mir einen Espresso mache, fast schon auf dem Sprung zur U-Bahn, um rechtzeitig ins Büro zu kommen. Den Satz kenne ich. Ich gehe zu meinem Bücherregal und ziehe ein Exemplar meines Buchs heraus, ich hatte es ewig nicht mehr in der Hand. Die Sonne hat den Umschlag ausgebleicht, ich puste den Staub weg, muss kurz niesen und fange an zu lesen.

Das Zitat finde ich im Kapitel über Egon Bahr. Er, der später die Entspannungspolitik zwischen der Bundesrepublik und der DDR maßgeblich geprägt hat, als enger Vertrauter und Berater von Willy Brandt, hatte als junger Soldat im Zweiten Weltkrieg Flieger vom Himmel geschossen. Und eines Abends, so hat er es mir erzählt, lag er im Stroh

und dachte darüber nach, was er tagsüber gemacht hatte. Er hatte getötet. «Der Firnis der Zivilisation ist dünn», das hat Egon Bahr an sich selbst beobachtet.

Eigentlich muss ich zu meiner ersten Konferenz in die Redaktion, aber ich lese weiter, es fühlt sich an wie ein Tagebuch aus der eigenen Jugend, auf gewisse Weise ist es das auch.

Im Kapitel über Joachim Fest, den Historiker und Journalisten, Autor einer bedeutenden Hitler-Biographie und langjährigen Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, lese ich einen Dialog nach, den ich mit ihm hatte, in seinem Haus in Kronberg im Taunus, dort, wo die Spitzenbanker und andere Wohlhabende leben, die in Frankfurt arbeiten.

Ich weiß noch, wie ich den Kiesweg zum Haus hoch lief und irritiert war. In der Mitte befand sich eine mächtige, dunkle Tür, aber keine Fenster. Das konnte nicht der Eingang sein, dachte ich und ging den Kiesweg wieder runter, fand aber keinen zweiten Weg. Also lief ich wieder hoch, und tatsächlich ging die dunkle Tür plötzlich auf, Frau Fest begrüßte mich und brachte mich zu ihrem Mann.

Nach hinten heraus hatte das Haus ein zweites Gesicht, viel Glas, viel Licht, freier Blick auf den Garten, beinahe italienisch. Joachim Fest erzählte, dass er sich wegen des Hauses sehr mit dem Architekten gestritten habe, als sie es in den Siebzigern gebaut hatten. Fest wollte es genau so, vorne keine Fenster, erklärte er mir, «auch wenn ich weiß, dass das etwas kühl wirkt». Auf den ersten Blick kühl zu wirken – damit hatte der Konservative Joachim Fest überhaupt kein Problem.

Ich lese einige Zeilen, die ich vollkommen vergessen hatte. Mitten in den vielen Stunden, in denen wir uns über seine Zeit als Soldat am Bodensee unterhielten, über Adolf Hitler, über Joachim Fests Jugendfreund, der im Krieg gefallen war, sagte er plötzlich zu mir: «Ich habe oft das Gefühl

gehabt, Demokratie ist hier nicht heimisch zu machen, die Deutschen wollen das nicht ...»

Dann lese ich, wie mein endzwanzigjähriges Ich dagegenhält: «Aber leben wir heute nicht in einer stabilen Demokratie?»

Joachim Fest war nicht überzeugt: «Ich fürchte, die Neigung ist immer noch da. Die Bundesrepublik hat Glück gehabt, dass sie bisher keine Krise erlebt hat, die an den Fundamenten wirklich rüttelte.»

Ich denke an die Wahlerfolge der AfD, ich denke an die Unruhen in Chemnitz und lese weiter. «Meine größte Hoffnung ist Europa», sagte Joachim Fest, die Vernetzung mit den anderen, aber: «Ich würde keine Hand für irgendetwas ins Feuer legen.»

Dann fällt mir etwas auf. Joachim Fest: tot. Egon Bahr: tot. Richard von Weizsäcker, Hellmuth Karasek, Erich Loest, Horst-Eberhard Richter, Herbert Reinecker: Sie sind mittlerweile alle verstorben. Was würden sie zur Situation Deutschlands heute sagen, über die neue Rechte? Sie, die noch die alte Rechte erlebt haben? Ich lege das Buch zur Seite.

Es sind ja nicht nur die Radikalen. Es ist gerade erst ein paar Jahre her, da schien Deutschland mit sich ins Reine gekommen zu sein. Da war die Fußballweltmeisterschaft 2006, schwarz-rot-goldene Fahnen, die so gar nichts Nationalistisches oder gar Auftrumpfendes hatten, die Welt fühlte sich wohl und feierte Deutschland für seine neue Entspannung. Vier Jahre später gewann eine 18-Jährige namens Lena Meyer-Landrut den Eurovision Song Contest, der früher Grand Prix Eurovision de la Chanson hieß, und sie wurde genauso gefeiert wie die Fußballnationalmannschaft; auch sie hatte die Deutschlandfahne in der Hand, nachdem sie im schwarzen Kleid in Oslo ihr Siegerlied gesungen hatte. Und da war natürlich der Aufstieg von Angela Merkel zur mächtigsten Frau der Welt, zum Superstar

unter den internationalen Politikern, zur allseits beliebten Kanzlerin.

Scheint alles eine halbe Ewigkeit zurückzuliegen. «Was ist denn los/ was ist passiert?», um es mit Herbert Grönemeyer zu sagen. Plötzlich denke ich, dass ich wieder losfahren und mit Menschen reden will, die das Deutschland von heute prägen, mit Linken und Rechten, mit Frauen und Männern, Jungen und Alten, natürlich auch mit Kindern der Alten, die ich für mein erstes Buch getroffen habe. Ich würde gern herausfinden, was aus dem Land geworden ist, in dem ich groß geworden bin.

Am nächsten Tag treffe ich in Berlin einen Freund, einen erfolgreichen Fernsehproduzenten, seine Eltern kommen nicht aus Deutschland. Ich habe ihn seit einiger Zeit nicht mehr gesehen. «Ich halte die Blicke nicht mehr aus», erzählt er. Die Blicke? «Ja», sagt er, «auf der Straße, von ganz normalen Leuten. Ich denke dann: Was machst du eigentlich hier noch? Früher hat es die nicht gegeben.» Ich kenne den Freund als selbstbewussten Geschäftsmann, der sich so leicht nicht aus dem Konzept bringen lässt. Dann zeigt er mir ein Foto, das er am Morgen von seinen drei Kindern gemacht hat. Sie alle sehen ihm sehr ähnlich, braune Haut, dunkelbraune Haare, braune Augen. Und da verstehe ich: Nicht er hält die Blicke nicht mehr aus. Er will nicht, dass seine Kinder mit diesen Blicken aufwachsen.

Da fällt mir die Begegnung mit einer Freundin ein, die jüdische Wurzeln hat. Ich habe sie auf einer Geburtstagsparty getroffen. Wir standen ein paar Minuten nebeneinander an der Theke des Gastgebers, und in der kurzen Zeit hat sie mir erzählt, dass sie jetzt einige Monate in der Nähe einer Moschee gewohnt hat - und dass die Männer, die die Moschee besucht haben, sie nie begrüßt haben, wochenlang nicht. Dann sei sie einmal mit ihrem Freund gemeinsam denselben Weg wie immer gegangen - und plötzlich hätten dieselben Männer ihren Freund begrüßt. Ich spüre

ihre Wut, auch wenn sie davon eher belustigt erzählt. Im selben Tonfall fragt sie mich kurz darauf, mittlerweile reden wir über die AfD: «Was glaubst du, wann muss jemand wie ich besser gehen?» Auf der Party habe ich noch gelacht, aus Unsicherheit. Ich hätte nie geglaubt, dass ich diese Frage einmal zu meinen Lebzeiten in Deutschland hören würde.

Morgen tanzt die ganze Welt habe ich das Buch damals genannt. Zu der Zeit klang es für mich eher nach Love Parade als nach der düsteren Nazizeit, an die das Zitat eigentlich angelehnt war.

Jetzt will ich nachsehen, was aus diesem Tanz geworden ist.

Kapitel 1

Mein Vater

«Wir können über alles reden, nur nicht über Politik und Krankheiten», sagt mein Vater, kaum habe ich mein Elternhaus betreten. Ich muss lachen, mein Vater und ich unterhalten uns, seitdem ich denken kann, über Politik, wobei unterhalten für die meisten der Gespräche nicht das richtige Wort ist.

Wir haben uns ziemlich oft gestritten. Mein Vater hat in seinem Leben CDU, FDP und SPD gewählt, sagt er, die drei Parteien der alten Bundesrepublik, die drei Parteien, mit denen er aufgewachsen ist. Er ist Jahrgang 1943, geboren am Ende des Zweiten Weltkrieges, da war der längst für Deutschland verloren.

«Wir können über alles reden, nur nicht über Politik und Krankheiten.» Und dann tun wir zwei Tage lang nichts anderes. Wir belassen es allerdings bei den Krankheiten seiner Freunde, seine eigenen Zipperlein sparen wir uns.

Egal, wo wir sind, mein Vater, seine zweite Frau Maria und ich, ob am Küchentisch, im Wohnzimmer vor dem Kamin, im Auto, beim Spazierengehen, immer wieder kommen die beiden auf das zu sprechen, was ihnen Sorgen macht: was alles schief läuft in Deutschland. Als wir abends in das italienische Lieblingsrestaurant der beiden fahren, versucht es mein Vater noch einmal mit seiner Selbstbeschwörung. «Wenn wir jetzt gleich das Restaurant betreten», sagt er, «wenn wir über die Schwelle treten, dann werden wir zwei Stunden lang eine Politikpause machen.»

Kaum haben wir uns gesetzt, geht es weiter.

«Du weißt ja: Früher habe ich die Angela Merkel gemocht, wegen ihrer Art, die hat nie so eine Show gemacht wie der Schröder», sagt mein Vater, «aber seit den Flüchtlingen ist das vorbei. Das ist doch naiv, die Politiker in Ber-

lin wollen die Probleme nicht sehen, die es überall gibt.» Seine Frau Maria fügt hinzu: «Du weißt ja, dass ich eigentlich immer links gewählt habe, aber ich verstehe das auch nicht mehr.» Ihre gestapelten Ausgaben der *Frankfurter Rundschau* habe ich sofort vor Augen.

Einmal halte ich dagegen, sage, dass Angela Merkel in jener Freitagnacht im September 2015, als Tausende von Ungarn über Österreich auf die deutsche Grenze zuliefen, doch völlig richtig gehandelt habe. Was hätte sie in dieser Nacht denn anders machen sollen? Kurzes Nicken bei beiden. Dann sagt mein Vater: «Aber danach! Alles ist aus dem Ruder gelaufen, und überall wird nur beschwichtigt. Aber ihr wollt das nicht wahrhaben.»

Ihr?

«Ja, ihr in Berlin, die Politik, die Medien, ihr lebt doch längst in eurer eigenen Welt.» Er winkt ab.

Das hat er noch nie gemacht. Wir haben uns in all den Jahren immer wieder gestritten, über die Grünen, über Gerhard Schröder, über Helmut Kohl, wir haben uns unterbrochen, uns gegenseitig vorgeworfen, uns nicht ausreden zu lassen, aber dieses resignierte Abwinken ist neu.

Abends, im Bett meines Elternhauses, liege ich noch eine Weile wach. Das «ihr» geht mir nicht aus dem Kopf.

Als ich am nächsten Morgen aufwache, mache ich mein Handy an, lese ein paar Nachrichten, Twitter, Instagram, auf einer Nachrichtenseite finde ich einen Beitrag über den britischen Wissenschaftler David Goodhart, der sagt, dass die alten politischen Muster, links und rechts, Oberschicht, Mittelschicht, Unterschicht, oft nicht mehr helfen würden, wenn man verstehen will, was in der Gesellschaft los ist. Er sagt, dass westliche Demokratien in den vergangenen Jahren an Stabilität verloren hätten, weil es eine «wachsende Wertekluft» zwischen den «Anywheres» und den «Somewheres» gebe. Die «Anywheres», schreibt Goodhart, «sind normalerweise gut ausgebildet und mobil. Sie legen Wert

auf Autonomie, Offenheit und Fluidität. Sie haben eine «erarbeitete Identität», die auf Bildungs- und Berufserfolgen basiert und dazu führt, dass sie sich überall selbstsicher und wohl fühlen.» Wie kann ich mich dabei nicht gemeint fühlen? Die «Somewheres» hingegen sind laut Goodhart «stärker verwurzelt». Ihnen seien «Gruppenzugehörigkeiten, Vertrautheit und Sicherheit» wichtig. Ihre Identität basiere auf einer Orts- und Gruppenzugehörigkeit, «was dazu führt, dass Veränderungen ihnen eher Unbehagen bereiten».

Wenn man so will, sind die «Anywheres» die Gewinner dieser Entwicklung. Sie laufen sich in den Großstädten über den Weg und klagen darüber, wie klein die Welt geworden sei, wie austauschbar. Die Verlierer hingegen erleben morgens auf dem Marktplatz ihrer Kleinstadt, was es bedeutet, dass die Welt jetzt zu ihnen gekommen ist. Mir fällt sofort ein, wie Maria mir erzählt hat, dass sie sich manchmal unsicher fühlt, wenn sie an der Bushaltestelle neben einer Gruppe junger Männer steht, Geflüchtete, die Sprüche machen, Bierflaschen in der Hand haben.

Ich fühle mich ertappt bei der Beschreibung der sogenannten Gewinner.

Beim Frühstück spreche ich die Szenen an der Bushaltestelle am Marktplatz noch einmal an. Und frage mich, wie ich selbst reagieren würde, wenn ich im Alter meines Vaters und in dem seiner Frau wäre.

Mein Vater war Gymnasiallehrer, er hat Englisch, Französisch und Italienisch unterrichtet, und als er pensioniert wurde, hat er als Erstes Spanisch gelernt, ist kreuz und quer durch Südamerika gereist. Danach kam Portugiesisch, und es folgten viele Reisen nach Lissabon. Fremde Kulturen hat er immer schon geliebt, das komplette Eintauchen hat er geradezu zelebriert. Nie wollte er bei seinen Aufenthalten in teuren Hotels wohnen, bevorzugte ein einfaches Zimmer bei einer Gastfamilie, «nur so lernst du das Land

wirklich kennen». Ständig haben wir früher Freunde aus Frankreich oder England zu Besuch gehabt oder sind zu ihnen gefahren.

Mein Vater war der Erste in seiner Familie, der studieren konnte. Sein Vater, gelernter Buchbinder, später Beamter bei der Bahn, sagte zu ihm: «Du kannst aufs Gymnasium gehen, aber für Nachhilfe haben wir kein Geld.» Mein Vater machte sein Abitur, ging auf die Universität, absolvierte Auslandssemester – und wurde Lehrer.

Als ich ihm sage, dass er eines jener Kinder der Bundesrepublik sei, für die das Versprechen gegolten habe, Aufstieg durch Bildung, sieht er mich verblüfft an. So hat er sich selbst noch nie betrachtet, aber seine Frau stupst ihn an. «Das stimmt schon, wir haben davon profitiert!» Maria hat auch als Erste in ihrer Familie studiert, sie wurde auch Lehrerin, hat auf einer Sonderschule unterrichtet. Seit kurzem ist sie auch pensioniert.

Beide haben ein sicheres, schönes Leben, ihren Kindern geht es gut, ums Geld müssen sie sich keine großen Gedanken machen, die drehen sich eher um die nächsten Reisepläne, im kommenden Jahr wollen sie noch einmal nach Chile und Argentinien. Das Land, in dem sie ihr Leben verbracht haben, hat ihnen so vieles möglich gemacht. Und doch sind sie heute auf dieses Land nicht gut zu sprechen.

Mein Elternhaus steht in einem Neubaugebiet in Langgöns, einer Gemeinde in Mittelhessen, das ja selbst mitten in Deutschland liegt. Die nächste Großstadt ist Frankfurt im Süden, das Dorf hat einen Nahverkehrsanschluss ans Rhein-Main-Gebiet, viele pendeln morgens nach Frankfurt und abends wieder zurück. Knapp 15 000 Einwohner leben heute in der Großgemeinde. Die große deutsche Geschichte spielte sich in Langgöns eher in kleinen Anekdoten ab. Im Gasthaus «Zur Post» hat Fürst Bismarck einmal übernachtet und war von den Gesprächen mit der Wirtin so beeindruckt, dass er gesagt haben soll: «Da habe ich aber

meinen Meister gefunden.» Ein knappes Jahrhundert später brach die RAF ins Langgönsener Gemeindebüro ein und klappte Blankoformulare für Stempel, Pässe und Siegel, die bei späteren Verhaftungen von Terroristen gefunden wurden. Und in den achtziger Jahren fand im Gemeindezentrum eine wichtige Landesversammlung der Grünen statt.

Der berühmteste Sohn der heutigen Gemeinde ist Friedrich Ludwig Weidig, ein Wegbegleiter Georg Büchners und Vordenker der Revolution von 1848, der die meiste Zeit in Butzbach gelebt hat, einer Kleinstadt, die keine zehn Kilometer entfernt liegt. Auf der Weidig-Schule in Butzbach habe ich mein Abitur gemacht. Eva Briegel, die später mit ihrer Band Juli einmal einen Hit hatte, den das halbe Land mitsang, «Perfekte Welle», ist ein paar Straßen entfernt von mir aufgewachsen, der Schauspieler und Moderator Jochen Schropp ging mit meinem vier Jahre jüngeren Bruder Lars zur Schule, mit dem späteren Dreisprungweltmeister Charles Friedek habe ich Fußball gespielt.

In den Jahren meiner Kindheit konnten wir vom Garten meines Elternhauses auf eine riesige, viele Kilometer entfernte Kaserne der US Army schauen, und die Erwachsenen machten manchmal den Scherz: «Wenn die Russen angreifen, kommen sie zuerst hierher.» Das klang mitten in der grünen Idylle so unwirklich, dass es uns schon als Kinder keine Angst bereitete. Zumal wir beim Spielen im Wald immer wieder auf freundliche US-Soldaten bei ihren Übungen trafen, die uns Schokoriegel und Kaugummi schenkten, als lebten wir in den fünfziger Jahren und nicht in den Achtzigern.

Ich habe damals vor allem Fußball gespielt, ich wollte wie so viele Jungs Profi werden. Ich war gar nicht schlecht, wurde in Auswahlmannschaften berufen, immer ging es eine Ebene höher, bis ich mich mit 15 so schwer am Bein verletzte, dass ich mit dem Leistungssport aufhören musste. Meine Eltern ließen sich hinter meinem Rücken etwas

einfallen. «Wolltest du nicht schon immer in England zur Schule gehen?», fragte mein Vater eines Tages. Keine Sekunde hatte ich darüber nachgedacht, aber schon ein paar Wochen später war ich auf dem Weg nach Plymouth, dort sollte ich von Januar 1990 an die High School for Boys besuchen.

Gleich in der zweiten oder dritten Woche bekamen wir einen neuen Geschichtslehrer. Es gab damals, wenn ich mich richtig erinnere, zu wenig Lehrer, also wurden Pensionäre zurück in den Schuldienst geholt, und einer von ihnen betrat eines Morgens das Klassenzimmer, und kaum war er im Raum, sagte er mit tiefer Stimme: «So, someone told me, there is a young German student in class.» Redete er von mir? «Young man», fuhr er fort, als ich meine Hand kurz gehoben hatte, «would you please stand up and tell us, why we shouldn't be afraid of a re-unified Germany.»

Mir wurde heiß, mein Kopf färbte sich knallrot. Ich stand auf und spürte die Blicke meiner Mitschüler. Deutschland war damals auch in England jeden Abend Thema in den Fernsehnachrichten, der Zusammenbruch der DDR, der erste Wahlkampf, plötzlich hörte ich von einer Partei namens DSU, die ich nicht kannte (sie ging später in der gesamtdeutschen CDU auf). Und natürlich der triumphierende, umjubelte Helmut Kohl, der Kanzler, der immer schon da gewesen war in meinem Leben. Er ist meine allererste politische Erinnerung, ich muss neun gewesen sein, Bundestagswahlkampf 1983, als ich meinen Vater fragte, was der Mann mit der Brille auf dem Plakat genau meinen würde mit dem Spruch «Die Wende», der unter seinem Gesicht stand.

Zurück ins Klassenzimmer nach Plymouth. Was hatte der Lehrer gefragt? Warum man vor Deutschland keine Angst haben sollte? Vor uns, vor mir? Als Erstes fielen mir die Friedenstauben ein, die viele unserer Eltern auf ihre Garagen hatten sprühen lassen. Ich erzählte davon, wie intensiv wir

den Nationalsozialismus im Schulunterricht durchgenommen hatten, die Bedeutung von Demokratie und was sie gefährden kann in Sozialkunde und Gesellschaftslehre. Ich erzählte ihm, wie beeindruckt ich war von der Rede unseres Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, der einige Jahre zuvor das Ende des Zweiten Weltkriegs als «Tag der Befreiung» beschrieben hatte. Und dann stammelte ich noch von unseren vielen Freunden in England und Frankreich, vom Schüleraustausch, und dass man vor Freunden doch keine Angst haben müsse. (Ich verschwieg natürlich etwas anderes, was mir einfiel: dass ich mich beim Schüleraustausch unsterblich in eine junge Französin verliebt hatte, im Dunkeln am Rande eines Lagerfeuers auf dem Pfadfinderplatz.)

Als ich fertig war, setzte ich mich wieder hin. Ich erinnere mich nicht an eine Reaktion des Geschichtslehrers, erst viel später wurde mir klar, dass er, der 1990 bereits Pensionär gewesen war, den Zweiten Weltkrieg, die Luftangriffe der deutschen Flieger natürlich voll mitbekommen haben musste.

Aber kaum war die Stunde zu Ende, kam ein Mitschüler zu mir. Das sei ja interessant gewesen, sagte er, er mache bei einer Jugendzeitschrift in Plymouth mit. «Willst du das nicht einmal aufschreiben?»

In den nächsten Tagen las ich abends im Haus meiner Gasteltern einige Geschichtsbücher, schrieb, schrieb um, schrieb weiter, und merkte, dass mir das Ordnen der eigenen Gedanken Spaß machte. Der Beitrag erschien unter der Überschrift «Why you shouldn't be afraid of a re-unified Germany». Mein erster Text in einer Zeitung. Das war der Moment, an dem ich wusste, dass ich Journalist werden will.

Zurück in Langgöns, machte ich Abitur, studierte kurz, fing an, für Zeitungen und Magazine zu schreiben, zog Anfang 1996 nach München, weil ich dort Redakteur bei *jetzt*, dem Jugendmagazin der *Süddeutschen Zeitung*, wurde. En-

de 1998 ging ich nach Berlin zum *Tagesspiegel*, sechs Jahre später zur *ZEIT*.

«Ihr in Berlin ...» - warum trifft mich der Satz meines Vaters so? Natürlich halte ich ihm entgegen, dass ich jeden Morgen in der U-Bahn auf dem Weg ins Büro mehr soziales Elend sehe als er in einem ganzen Monat, aber das ist nicht das, was er mit Berlin meint. Das sind abgehobene Eliten, die schon lange kein Gespür mehr dafür haben, was im Rest des Landes los ist, die in ihrer eigenen Welt leben und dafür längst einen eigenen Begriff geprägt haben, die Blasen.

An meinem letzten Abend zu Hause, beim Rotwein, sagt mein Vater, es dürfe sich niemand wundern, dass die AfD so viele Stimmen bekomme. «Das ist doch der einzige Weg, damit die anderen Parteien endlich einmal zuhören.»

Am nächsten Morgen muss ich früh los, ich habe einen Termin in Kronberg im Taunus, mein Vater bringt mich mit seinem Golf zum Bahnhof. «Den Diesel muss ich auch loswerden», sagt er, «da haben sie einem jahrelang eingebläut, man soll Diesel fahren - und jetzt auch noch das.»

Wir verabschieden uns wie immer mit einer Umarmung, dann springe ich in den Zug. Erst nach einer Weile fällt mir plötzlich noch eine Frage ein. Moment mal, denke ich, was hat mein Vater eigentlich gewählt?

Kapitel 2

Dieter Rams

Mit dem Zug fahre ich nach Frankfurt, steige um in die S-Bahn nach Kronberg. Gedankenverloren schaue ich aus dem Fenster, bin immer noch bei den Gesprächen mit meinem Vater, da hält die Bahn in Rödelheim. «Rödelheim» ist natürlich längst mehr als irgendeine S-Bahn-Station am Rand von Frankfurt. Moses Pelham, einer der bekanntesten Rapper Deutschlands, kommt von hier. Ich muss daran denken, wie ich Moses Pelham zum ersten Mal begegnet bin, 1991 auf einem Hip-Hop-Jam in der Frankfurter Music-Hall.

Er war damals schon ein kleiner Star, rappte auf Englisch, hatte sogar einen Hit gehabt, «Twilight Zone». Er war mit seinen Jungs unterwegs, die We-Wear-The-Crown-Posse. Klar, im Hip-Hop muss ja alles immer ein, zwei Nummern größer sein. Einer von ihnen war der Rapper Turbo B., der gerade mit Snap! berühmt geworden war, ein anderer, Mark Spoon, wurde später als Techno-DJ bekannt. An diesem Abend passierte etwas, das mich umhaute. Irgendwann kam jemand auf die Bühne und kündigte einen neuen Act an, von dem niemand im Publikum bisher gehört hatte, auch nicht Moses und seine Posse: eine Gruppe namens «Die Fantastischen Vier».

Und die Fantastischen Vier rappten auf Deutsch. Das war neu. So neu, dass es Buhrufe aus dem Publikum gab. Auch Rapper können konservativ sein.

Hip-Hop kam aus New York, das war damals die Hauptstadt der Popkultur, mit der höchstens noch London mithalten konnte. New York, das war MTV, das war Madonna, das waren Clubs wie das Limelight, den sie in eine ehemalige Kirche gebaut hatten.

An diesem Abend in Frankfurt 1991 aber wurde mir klar, dass sich etwas geändert hatte. Die Reime der Fantasti-

schen Vier waren vielleicht noch etwas ungenau, aber ich verstand jedes Wort, jede Anspielung, das war Musik, die aus dem Land kam, in dem ich selbst aufgewachsen war.

Heute denke ich, dass es vielleicht kein Zufall war, dass deutschsprachiger Hip-Hop in den Jahren nach der Wiedervereinigung populär wurde, einer Zeit, in der man sich auch als Teenager plötzlich mit dem eigenen Land beschäftigte, ob man es mochte oder nicht. Und in der auch der deutsche Musiksender Viva gegründet wurde, der Heike Makatsch und Stefan Raab populär machte.

[...]